

Nr. 279. Bromberg, den 5. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel ..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von **Alfred Karrasch.**

(5. Fortsetzung.) ———

Der Pastor Stober sieht auf zu den Kirchenfenstern, an die der Sturm stößt, dann wendet er sich zur Gemeinde zurück: „Hört ihr eigentlich das Sturmchen da draußen? Das ist mal ein Sturm . ." Er horcht wieder. „Das ist mal ein Sturm, dem Schlepnies hat es den ganzen Stall abgedeckt. Ja, eine harte Prüfung ist über dem Mann. Erst die Netze draußen geblieben und nun dieser Schaden. Kommt doch mal nach der Predigt paar Mann zu mir. Dann wollen wir überlegen, ob wir dem Mann helfen können . . ." Der Sturm tobt vor den Fenstern . . . „Ja, das war also mal ein Tag wie der heute. Bei gutem Wetter waren sie rausgegangen. Aber kaum hatten sie weit draußen die Netze hoch... mit einemmal kocht die See. Was nun? Jaa . . . da war also in seinem Boot auch der Bernhard Malveitis draußen, der jetzt bei uns auf dem Kirchhof unter den Kusseln schläft. Ja, das geschah damals, an jenem Tag. Der Malveitis war ein gar frommer Mann. Der sah in das Toben und sagte: „Hier kann keine Menschenkraft mehr helfen, was ausrichten. Hier hilft nur noch Gott." Da ließ er denn das Steuer fahren, und er hat die Hände gefaltet und hat gebetet und . . . na, und . . ."

Der Pastor Stober sieht über die ganze Gemeinde, von einem zum andern, na, und . . .? Na, und was meint ihr wohl, was mit dem Mann wurde . . .?

„Na, und da ging er denn eben koppüber . . ." schlägt der Pastor die Faust auf die Kanzel, „ich mein', wie sollte das anders sein? Jeder Fischerjung, der den Unterschied kennt zwischen einem alten Besen und einem Großbaum, muß sagen können, daß sowas nicht anders sein **kann**..." Nun steht der Pastor groß und behaglich da und streckt ihnen die flachen Hände hin und lacht: „Ich mein', sagt doch selbst . . ."

Die Fischer, etwas unsicher, sehn zu ihm auf. Das ist mal wieder eine seltsame Geschichte, die da unser Herr Pastor erzählt. Manchmal ist der gar nicht, als wenn er einen Talar trägt. Aber nun sind wir mal neugierig, wie das nun weitergeht . . .

„Ja, aber . . ." fährt der Pastor fort, „nicht weit davon lag nun ein andres Bootchen im Stiem. Das war dem Krupkat seins, da saß der alte Krupkat auf der Steuerbank. Wie nun die großen Wellen kamen, sprach er auch sein Gebet. Denn wirklich, nein, man kann wirklich nicht sagen, daß der Krupkat grade ein Heide war. Jaaa — aber dann packte er das Steuer noch fester, mit aller Kraft. Die Wellen kamen, er aber biß die Zähne zusammen und hielt das Steuer, lieber Gott, hilf mir, dann aber hielt er das Steuer. Männer, **der** kam durch. Ja . . . und was können wir aus dieser Geschichte lernen? Wir können lernen, daß mit Glauben und Singsang und Beten das allein nicht gemacht ist. Auch Mannstum und harte Hände, und Kraft und Fäuste, die packen und halten können, will unser Herrgott zu allem Glauben haben. So ist es, so wird das immer sein, solange See ist und Sturm. Und darauf ‚Männer, sprechen wir alle das Amen!"

Sie sprechen das Amen, das klingt wie ein Schwur durch die Kirche. Und dann sitzen sie wieder da und pressen die Zähne zusammen und sehen auf ihre braunen, harten, schwieligen Hände, ballen Fäuste, es ist ihnen, als wenn sie am Steuer säßen.

„Was Sturm..." ruft der Pastor, „was Sturm, wenn Männer am Steuer sitzen...! Glauben...?! Ist alles ganz gut. Aber zum Glauben . . . so will es der Herrgott . . . zum Glauben gehört auch die Kraft . . .!"

Das ist einer, wie ein Pastor sein soll für Fischer, für Männer. Sie hören ihm zu, ihr Atem geht schwer . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Was ist das...? Was ist das...? Mal das Fernglas her . . .!

Der Leuchttumwärter läuft von der Galerie in den Turm, kommt heraus mit dem Fernglas. Was ist das dort auf der weißen See . . .? Das ist doch . . . ein Dampfer... Ja, aber — was ist das . . .? Er wischt das Glas. Ja, aber der Dampfer führt doch ein Notsignal, das war ihm doch so. Er sieht durch das Glas. Nichts zu sehen, jetzt ist wieder nur alles Gischt und Toben. Aber das war ihm doch so; ganz bestimmt, wie ein Notsignal . . . Was hat der auch für eine Rauchfahne . . .? Seltsam diese Rauchfahne, ganz sonderbar . . . Hat der noch einen zweiten Schlot über dem Achterdeck...? Halt mal... ja, aber er kann nichts deutlich erkennen, alles wieder nur Gischt und Schaum.

Jetzt aber kommt der Dampfer heraus... auch Sonne bricht wieder durch... jetzt steht der Dampfer einen Augenblick hoch auf einer Welle und klar im Licht . Jetzt kann der Leuchtturmwärter genau sehen . . . Ja, das . . .

Und jetzt überfällt den Leuchtturmwärter ein Zittern, das Glas zittert in seiner Hand. Dann jagt er von der Galerie, springt in den Raum, hinunter die Treppe, in den Raum, wo das Telephon ist . . . dreht die Kurbel . . . he, Mann . . . auf der Post . . . he, Mann . .

Endlich meldet sich der. Da schreit der Leuchtturmwärter ins Telephon: „Dampfer in Seenot...! Feuer auf See...! Notsignal...! Unser Boot muß heraus...!"

Abgehängt. So. Der unten wird das andere weiter besorgen. Was nun...? Ja, was nun...? Feuer auf See... Herrgott, Feuer auf See... Ja, was nun...?

Richtig, die Flagge, die Flagge. Das Signal, die Flagge . . .!

Da ist sie. Der Leuchtturmwärter jagt zur Galerie hinauf, er rollt die Flagge auf, der Sturm zerrt im Tuch. Der Mann steckt die Flagge an der Brüstung fest . . .

Seht ihr die Flagge? Seht ihr sie... dort auf der See . . .?

Na, nun haltet mal aus . . . Die Flagge weht schon . . . Das ist doch unser Signal: Wir kommen . . .!

Feuer auf See und Dampfer in Seenot. Der Telephonist rennt ins Dorf. Die Fischer, die Mannschaft vom

Rettungsboot, wo ist die . . .? Richtig, die ist in der Kirche. Zur Kirche. Er stürmt nach der Kirche. Der Sturm jagt, der Telephonist keucht den Berg hoch. Nur schnell, sie müssen doch raus. Die warten doch mit zitternden Herzen auf See.

Da ist die Kirche. Er reißt die Kirchentür auf, da sitzen sie in den Bänken, der Pastor steht auf der Kanzel . . . Mitten in die Predigt schreit der Telephonist und muß sich von dem Lauf im Sturm am Pfosten der Kirchentür halten . . .: „Feuer auf See . . .! Dampfer in Seenot . . .!"

Sie springen auf. Ein paar Atemzüge wird es totenstill in der Kirche. Nur draußen, an den Fenstern, rüttelt und wabert der Sturm.

Dann kommt von der Kanzel eine ruhige starke Stimme: „Christ Kyrie . . . jetzt komm zu uns auf die See. Wir wollen das Vaterunser beten, und dann Männer, die Fäuste um Riemen und Steuer."

Sie sprechen das Vaterunser. Sie falten die braunen, harten, schwieligen Hände und beten das Vaterunser, das ihnen die klare ruhige Stimme von der Kanzel vorspricht. Sie sind noch nicht bei der dritten Bitte, da fängt im Turm die Glocke schon an zu gehn: Schiff in Seenot . . .! Der Glöckner zieht mächtig am Strang, damit die andern im Dorf alle hören.

„Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit . . . In Ewigkeit . . ." Und das Amen ist noch nicht aus dem Munde des Pastors, da ruft einer gewaltig: „Alle Mannschaft hierher!" Und der Christup Peleikis tritt groß aus der Kirchenbank, sie drängen sich um ihn, er zählt und fragt und ruft auf: „Alle da? Auch du da, Roespel . . .? Auch du da, Schekahn . . .?" Denn der Christup ist der Führer der Mannschaft des Bootes . . .

„Alle da . . .?"

„Hier, Peleikis . . ."

Der Christup tritt an die Kirchentüre, öffnet sie, daß das alte Eichenholz zittert: „Na, denn wollen wir nehmen und gehen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Das ist ein schwerer Weg über die Düne und durch den Sand, und der Sturm legt sich noch gegen sie. Das ist auch ein weiter Weg, ein mächtiges Stück bis zum Seestrand, bis zum Haus, in dem der Rettungskahn liegt. Vorwärts, das hilft nichts, wir müssen laufen.

Allen voran trabt der Christup, neben ihm, wie ein Jagdhund und leicht, läuft der Dow. Der Sturm springt ihnen entgegen, der Vater muß auf See in dem Sturm, der Dow hat ein Gesicht, weiß wie ein Leinentuch. Der Pastor ist auch mit, da war keine Zeit, den Talar auszuziehen. Er ist im wehenden Talar mit den andern. Dahinter kommen die Frauen. Großer Gott, heute die See, großer Gott, und heute müssen ihre Männer auf See . . .

Bootshaus. Raus das Boot. So, das Boot ist klar, jetzt steht es am Ufer, ausgerichtet nach der brüllenden See.

„Korkwesten um . . .?" fragt der Schekahn, sieht zum Christup.

„Ihr rudert nur schwerer. Wenn wir heute koppüber gehen, hilft das nicht mehr", gibt der Christup fast verächtlich zurück.

Die See brüllt. In diese See sollen wir . . .? Der Christup stülpt den Südwester über den Kopf, sieht nach der See, über die See . . . Ja, das Schiff brennt. Wenn wir nicht bald kommen, hauen sie auf den Strand. Es ist höchste Zeit. Der Christup nickt zu den andern. Das heißt: dann macht euch fertig. Dann wollen wir . . .

Sie springen in das Boot. Sie setzen sich auf die Ruderbänke und nehmen die Ruder und warten auf den Befehl . . . Den wird der Christup geben, nun steigt der ins Boot. Er stellt sich ans Steuer und wendet sich um. Ja, da sind schon die andern Fischer, haben ihre Schultern unter die Bootswand gestemmt und warten . . . „Aufs Holleweg setzt ihr den Kahn . . ."

„Wir wissen . . . is gut, Peleikis . . ."

Der Christup sieht über die See. Die Mannschaft im Boot sieht auf ihren Führer, den Christup, und der Dow steht da und sieht nur eins, nicht die brüllende See, nicht die Mannschaft, der sieht nur den Vater . . .! Der Vater befiehlt den andern, dann müssen die andern gehorchen. Der Vater kennt keine Furcht und ist stark. Wie er am Steuer steht, groß und stark, ohne Furcht. Vater . . . Vater . . . wer hat wie ich solchen Vater . . .! Eine Welle schlägt auf, überstiebt Boot und alles mit Schaum, der Vater steht ruhig und sieht . . .

Aber jetzt . . . jetzt . . . Aber jetzt kommt dieses helle, seltsame Licht in die Augen des Vaters, dieses helle, seltsame, harte Licht, das in den Augen des Vaters steht, wenn der befiehlt . . . Das Herz des Dow zittert und jauchzt . . . Das ist dieses helle und harte Licht, vor dem muß sich alles beugen . . .

Jetzt hebt der Vater die Hand . . . aufgepaßt . . .!

Diese Welle . . . noch nicht . . . aber jetzt . . .!

„Holleweg . . .!!" klingt der Befehl des Vaters gewaltig und ruhig.

Die Frauen schreien auf. Die Fischer stoßen das Boot in die See.

Sie sind im Wasser. Jetzt aber kommt eine neue Welle herangejagt. Die Frauen schreien. Der Dow sieht nur den Vater . . . und der Vater, der bückt sich nur und faßt mit **beiden** Fäusten das Steuer.

Sie sind noch in der Brandung. Herrgott, nur noch ein Stück, dann sind sie aus der Brandung heraus. Aber da . . . dahinten . . . jetzt schreien die Männer am Strande auf, die Fischer . . . Dahinten, da rollt es heran . . . Wie ein donnernder Glasberg . . . der jagt immer näher . . .

Und jetzt . . . Sie schlagen die Hände vor ihre Gesichter, das kann keiner ansehen . . . Jetzt . . . wo das Boot war, ist nur noch Gischt und rollendes Wasser . . .

Die Marucke sackt in die Knie und wimmert: „Es hat sie genommen . . .!"

Nur der Dow steht da, ganz breitbeinig und ganz stolz: „Was denn, Mutter . . .? Der Vater hält doch das Steuer . . ."

Er zeigt über die Brandung und lacht: „Und da sind sie schon wieder . . .!"

*

Der „Negus" ist ein alter Seebulle, dreitausend Tonnen, pechschwarz, ein rechtes unheimliches Beest auf der See. Er kommt von Rußland und geht nach Hamburg zum Umschlag. Dort wartet Stückgut, der Kapitän hat schon Order, das nach Newyork zu bringen.

Seit dreißig Jahren treibt sich der „Negus" auf allen Meeren herum, immer wie's klappt mit den Orders, immer wie's kommt. Manchmal ist in den Kisten auch ein bißchen was andres drin als das, wofür sie deklariert sind, mal Opium, mal Waffen, aber Geld stinkt schließlich nicht, wenn man es in größeren Mengen verdient.

Kapitän auf dem „Negus" ist der alte Solmsen, war damals dreißig Jahre alt, als der Kasten grade vom Stapel lief, hat also den „Negus" vom ersten Tag als Kapitän gefahren. Der alte Solmsen — wie sollte das schließlich auch anders sein — paßt nun ganz gut mit dem „Negus" zusammen. Ist auch schon an Leib und Seele im Laufe der Jahre ramponiert, am Leibe weniger noch als an der Seele. Die hat zu viele schwere Brecher bekommen, ist zerbolzt und verbogen, aber da hilft kein Streichen, Kalfatern und Docken mehr.

Nun also, der Dampfer ist vor ein paar Tagen aus Rußland abgegangen. Das war im Anfang eine ganz gute Fahrt. Dann kommt der schwere Sturm, ein ganz verteufeltes Wetter. Aber der alte „Negus" ist schließlich schon an schlimmere Sachen gewöhnt. Das bißchen überkochender Ostseepott wird ihm weiter nichts machen.

Der Sturm ist das auch nicht gewesen. Aber mit einemmal . . . Explosion . . . dumpfer Knall wie ein Schlag, eine Feuersäule hebt sich achtern über dem Schiff. Was ist los, was ist geschehen . . .? Ja, wer weiß? Der zweite Steuermann ist achtern in seiner Kajüte gewesen, wer weiß, womit der Kerl hantiert hat? Das wird sich wohl nicht mehr herausbringen lassen, der Mann redet nicht mehr . . .

Es ist Feuer im Schiff, Feuer auf hoher See. Der Sturm wirkt wie ein Blasebalg, das Feuer beißt sich immer fester ein, es ist auch ganz unmöglich, an den Brandherd heranzukommen. Himmel und Hölle, Pestilenz, schwarze Blattern und Tod und Teufel . . . der alte Solmsen weiß gut Bescheid auf allen Meeren der Welt, in allen Häfen der Welt ist er wie zu Hause, aber am allerbesten kennt er sich doch im Fluchen aus . . .

Himmel und Hölle, und mit einemmal gehorcht das Schiff dem Steuer nicht mehr. Die Radkette klemmt, da ist irgend etwas zusammengeschmort. die Radkette ist nicht freizubekommen.

Der kleine grauhaarige Solmsen rast und flucht. Aber das hilft nichts, sie müssen das Notsignal setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen als ob.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Erich Graf.

Thomas Tembrink riß die Preßluftbremse des Lastwagens auf, daß die Reifen knirschten und der schwere Wagen sich in den Federn bäumte. Im gleichen Augenblick begann er zu wettern, schrie etwas von „Weiberkram" und hatte den Türgriff schon in der Hand, ehe der Wagen ganz zum Stehen gekommen war. Grell von den Scheinwerfern überflutet, hielt drei Meter von der bebenden Motorhaube des Lastwagens ein silbergraues Kabriolett, ein ängstliches Mädchengesicht über dem blanken, dünnspeichigen Steuerrad.

Tembrink war im Sprung neben dem wappengeschmückten Wagenschlag. „Sie uffjedonnertet Engelken, Sie! Sie Wickelkindchen mit fuffzich Pe-Eß, Sie Modepuppchen uff Ballonreifen, dett Se sich nu man nich innbilden, ick werde Ihnen in diesem jeschichtlichen Ogenblick jroß wie Dame behandeln! Dett ick Ihnen wohl die ehrliche Meinung saje, Sie aus de Fahrschule irrtümlich losjelassenes Anfängerken. Bei Muttern solln Se bleiben, wenn Se dett nun mal nich bejreifen können, wat Vakehrsordnung is! Sajen Se mal, wat fällt Ihnen eijentlich ein, Ihr Ausstellungswägelchen mitten im Nebel einfach hier mang die Natur zu stellen, Sie jemalte Transportjefährdung, Sie!"

Die verängstigte Fahrerin sah aus großen Augen in das feste, von Wind und Wetter gezeichnete Gesicht. Nur weil sie kein Wort sagte, hielt Tembrink einen Augenblick im Schimpfen inne, schob die Mütze aus der Stirn und schüttelte nachdenklich den Kopf. Als er weitersprach, geschah es bei weitem weniger laut, als er begonnen hatte.

„Aba, mein jutes Mächen, dett müssen Se doch selwer sagen, dett jeht doch nich mit Ihnen, dett jibt ja die dollsten Malöre. Stellen Se sich doch mal in meine Laje, acht Tons Weizenkleie und hundertachtzig Pferdchen in de Maschine, bisken Jefälle, dicker Nebel, un nun uff einen Schlag solln Se uff den Punkt stillestehn wiet Brandenburjer Tor! Jeht doch nich zu machen! Warum haben Se denn nu keen Licht nich?"

„Aber das Licht ist doch kaputtgegangen, kurz bevor Sie kamen, Herr Chauffeur!" klagte das Mädchen. Tembrink sah jetzt erst, wie hübsch und hilflos es war. Er mußte sich einen Ruck geben, um überhaupt weiter zu schimpfen. „Erstens mal, jnädiges Frolleiken, heest det nicht „kaputt", sondern det heest „Panne"! Ne Lichtpanne haben Se, dett wollen Se sagen. Dett kann ja schon passieren, aba deswejen brauchen Se doch nich mitten uff dem Jroßvakehrsweg zu parken." — „Der Sommerweg ist aber doch für die Fuhrwerke!" — „Sehen Se, Sie kleenet Wunder, dett kommt davon, wenn ma in der Fahrschule nich uffjepaßt hat. Uff den Sommerweg können Se ruhig fahren. Sommerweg is juristisch betrachtet ne Sache für sich. Mit 'ne Panne jeht man innen Sommerweg, dett die anderen Fahrzeugführer jlatte Bahn behalten."

„Ich habe das doch nicht gewußt. Danke schön!" sagte das Mädchen kleinlaut. Tembrink nickte. Er griff neben der behandschuhten Hand der Kleinen an das Steuerrad, stemmte sich gegen den Wagen und schob ihn in den Sommerweg. „Un jetzt ziehen Se erst mal die Handbremse, und dann steijen Se bitte aus Ihren Saffiansesselchen, wa wollen mal sehn, wat Ihrem Kronleuchter nu eijentlich fehlt."

Nach einer Viertelstunde hing der Luxuswagen im Schlepptau von Tembrinks Lastzug, und Tembrink bremste vor jeder Schleife der Straße, als fahre er nicht Weizenkleie, sondern hauchdünne Glasfolien. Man werde die erloschene Batterie im nächsten Dorf kurz aufladen und einen neuen Treibriemen an die Lichtmaschine machen, hatte er erklärt. Es war elf Uhr, als Tembrink vor der dunklen Reparaturwerkstätte hielt.

„Haben Se wenichstens 'n paar Jroschen Geld bei sich, dett wa bezahlen können? Ich für meine Person bin momentan bisken klamm in die Beziehung", sagte er. Er warf einen respektvollen Blick auf die ledergeflochtene Handtasche seines Schützlings und verhandelte dann mit einem verschlafenen Schlossermeister, dem er mit vielen fachmännischen Redensarten versicherte, die Reparatur werde ihn nicht hindern, in einer guten Stunde wieder in seinem Bett zu liegen.

Wirklich hatte man einen neuen Riemen für den Dynamo bald anmontiert, aber an ein Aufladen der Batterie war nicht zu denken. „Mit dem neuen Riemen, der Ihnen unterwegs womöglich wieda Panne macht, lasse ick Sie unsern fahren", sorgte sich Tembrink, „lassen Se die Luxusmühle hier stehen, et sind schließlich bloß dreissig Kilometer bis Balin. Fahren Se morjen früh für vier Jroschen mit de Eisenbahn und holen Se sich den Wagen! Ick bring Se jetzt nach Muttern." Die Dame erklärte sich einverstanden.

Es war ein guter, ruhiger und ordentlicher Thomas Tembrink, der bald darauf mit einem wunderhübschen Mädchen neben sich der Stadt entgegenfuhr und dabei über sich selbst, seine Mutter, bei der er wohnte, seinen Beruf und seine Lieblingsbeschäftigung, das Abrichten von Kanarienvögeln erzählte, und immer wieder fragte, ob es auch nicht zu kalt sei, ob die Kleine auch trockene Füße habe, ob der Wagen nicht zu toll rumpele. Das Mädchen war mit allem zufrieden. „Schließlich sind Se lange nich so vawöhnt, wie Se aussehen, Fräulein", stellte Tembrink fest. Der Abschied an der ersten Taxehaltestelle war kurz. „Vielen Dank, Herr Tembrink!" rief das Mädchen.

Drei Tage später bekam Thomas Tembrink eine Einladung, deretwegen er seinen guten Anzug anzog und mit vollkommen sauberen Händen in eine Villa im vornehmsten Westen Berlins ging. „Wer hätte dett jedacht, dett Sie ne große Filmschauspielerin sind, jnädiges Fräulein!" sagte er und saß eine Weile betreten neben dem blitzenden Teewagen. Er sah der Dame zu, er trank mehr Tee, als eigentlich gut für ihn war. Er hörte von Filmaufnahmen an der Riviera und nickte nur ganz langsam, als es zum Schluß hieß, er möge bald einmal wiederkommen. Er solle doch mal eine Karte schreiben von seinen weiten Fahrten!

Thomas Tembrink schrieb auch, keine Karte, sondern einen Brief. „Liebes Fräulein! Ich habe mir das nun gründlich überlegt, es wird schließlich das Beste sein, wir vervollständigen unsere flüchtige Bekanntschaft nicht erst groß! Filmschauspielerin un Lastwagenführer, der immerhin gut verdient, is nich das Richtige. Nehmen Sie mir das nich übel! Ehe ich mir richtig in Sie verliebe, is besser, wir machen Schluß. Mit allerbestem Gruß, Ihr Thomas Tembrink."

Ja, so war das Leben! Thomas Tembrink hatte wochenlang eine Schwäche für eine ganz bestimmte Sorte von Filmen. Und auch an dem Tage, an dem er sich verlobte, kam er von solch einem Film. „Mutta, süß is det Mächen nur eenmal! Spieln tut se wie en Alter, einfach Puppe! Aba wat hilft det alles? Ick werd nich wieda hinjehen, denk ick." Die alte Frau lächelte und schob ihren Jungen in die Wohnstube. Da stand die Filmschauspielerin!

„Thomas, ich bin gar nicht die Filmschauspielerin, ich bin nur ihr Double, ich sehe nur so aus, als ob. Hast du schon einmal gehört, was ein Double ist? Nein? Nun, alle großen Filmschauspielerinnen haben so eine Doppelgängerin, zum Kleideranpassen, zum Ausprobieren der neuen Frisuren, zum Einstellen der Tonfilmkameras vor den Aufnahmen. Die Hitze der Jupiterlampen würde den Damen die Laune verderben, darum machen wir das." Thomas hatte nichts einzuwenden. „Man ist eben das Mädchen als ob! Man muß mager werden, wenn die Diva mager wird, und Schlagsahne essen, wenn sie zunimmt, man hat gar kein eigenes Leben. Ich dachte schon, ich möchte dich heiraten, wenn du willst, Thomas."

Thomas Tembrink sagte sofort, es sei ihm alles recht. Aber er brauchte volle zehn Sekunden, ehe er seine Braut zum ersten Mal küßte. Immer, wenn er später in seiner Fachzeitschrift von der Schrecksekunde las, die man Kraftfahrern bei Zusammenstößen zugute hält, mußte er daran denken, daß er einmal sogar zehn Schrecksekunden brauchte, ehe er begriff, was die Uhr geschlagen hatte.

Hinnerks Lüders
bekämpft die Straßenbahn.

Eine schrullige Begebenheit.

Von Hansjörg Reppenhagen.

Mein Heimatort Siddersen ist auch heute noch ein von aller Welt verlassenes Nest, um das jede Art neuzeitlicher Verkehrsadern einen geradezu peinlich wirkenden Bogen macht. Das hätte nicht sein müssen, und daß es so gekommen ist, daran trägt Hinnerk Lüders die Schuld, Hinnerk Lüders, den schon lange der grüne Rasen deckt.

Um die Jahrhundertwende haben sich jene Ereignisse zugetragen, deren Folgen jetzt wie ein Fluch auf dem unschuldigen Dorf Siddersen liegen. Zweierlei begab sich damals. Erstens: Die unternehmungslustige Straßenbahngesellschaft in der fünfundzwanzig Kilometer entfernten Großstadt baute munter Außenlinien ins flache Land hinein, von denen eine auch Siddersen aus seinem Dornröschenschlaf reißen sollte. Zweitens: Der junge Franz Lüders, der Hoferbe, knüpfte ein Verhältnis mit einem Mädchen aus Söhlde an, bis wohin bereits die Straßenbahnlinie ging, die über Siddersen weitergeführt werden sollte.

Das erste Ereignis, der Bau der Straßenbahn, hätte an sich Hinnerk Lüders' Blut vielleicht nicht so sehr in Wallung gebracht, aber das zweite, die Liebesverirrung seines Sohnes, erboste ihn mächtig. Was fiel dem Jungen denn ein, sich ernsthaft in Söhlde festzulegen? Mit Söhlde verschwägerte sich kein anständiger Sidderser, das hatte es noch nie gegeben. Und zu allem Überfluß war die Marie, um die es sich drehte, auch noch die Tochter des Söhlder Gemeindeschreibers. Wenn es wenigstens eine Bauerntochter gewesen wäre!

Auf dem Lüdersschen Hofe herrschte schon lange eine Atmosphäre wie Mord und Totschlag. Der Alte ließ nicht von seinen Anschauungen über Familien- und Standesehre, und der Junge ließ nicht von seiner Marie. So standen die Dinge, und nun kam die Straßenbahngesellschaft und wollte Söhlde mit dem acht Kilometer entfernten Siddersen durch ihre neue Außenbahnlinie verbinden.

Der Alte kochte, und der Junge feixte. Nun konnte er Abend für Abend auf Rückfahrschein zu seiner Marie. Aber diesen billigen Triumph sollte der Franz nicht haben, das hatte sich Hinnerk Lüders hoch und heilig geschworen. Und dieser Schwur des Alten war nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Hinnerk Lüders war als Gemeindevorsteher von Siddersen Mitinhaber der weltlichen Gewalt im Deutschen Reich, und daß er diese Machtstellung nicht benutzen würde, um der Mißehe seines Sohnes Vorschub zu leisten, das stand eisern fest.

Acht Tage später hatte sich der Gemeinderat mit dem Straßenbahnprojekt zu befassen. Zwei Gemeinderäte, Tedje Bruns und Hannes Bosse, standen bedingungslos auf Hinnerks Seite. Die anderen mußten eben eingewickelt werden. Hinnerk Lüders hielt eine der denkwürdigsten kommunalpolitischen Reden seines Lebens. „Kinners un Lü e!" begann er, und dann legte er los. Die Kaution von achtzehnhundert Mark, die von der Straßenbahngesellschaft verlangt wurde, schilderte er als eine Belastung, die binnen kurzem zum wirtschaftlichen Zusammenbruch Siddersens führen müßte. Er malte in den dunkelsten Farben die Gefahren aus, die von dem „fremden Volk" drohten, das durch die Bahn aus der Stadt nach Siddersen gebracht werden würde. Und schließlich appellierte er an das Traditionsgefühl der Sidderser Volksvertretung: Jahrhundertelang sei der Ort ohne elektrische Bahn ausgekommen, und so müsse es auch in Zukunft gehalten werden zum Wohle des teuren Heimatdorfes.

Aufatmend setzte sich Hinnerk nach dieser fast viertelstündigen Ansprache und schüttete zur Beruhigung seiner Nerven einen gefährlichen Doppelkorn auf einen Zug hinter die Binde.

Die Gemeinderäte saßen da wie Gänse beim Gewitter. Von dieser Seite hatten sie ihren Vorsteher noch nicht kennen gelernt. Hinnerk sah sich triumphierend um und schloß die Sitzung, da im Augenblick niemand etwas zu sagen hatte. Man ging gewohntermaßen anschließend zum Doppelkopf über, aber auch dazu fehlte an diesem historischen Abend die rechte Konzentration. Man trennte sich früh und ziemlich nachdenklich.

Am anderen Morgen hatten einige Gemeinderäte — so ziemlich die Mehrheit — sich den Fall gebührend überschlafen und waren zu der Meinung gekommen daß die Sache mit der neuen Bahn doch nicht ganz vor der Hand zu weisen sei. Das mit der Kaution würde sich schon finden, ein Opfer war der Anschluß an die Stadt sicher wert.

Aber die Einsicht kam zu spät. Vor Tag und Tau hatte Hinnerk anspannen lassen und war mit Tedje Bruns und Hannes Bosse in die Stadt gefahren. Im Verwaltungsgebäude der Straßenbahn hielt er, flankiert von seinen beiden Paladinen, einem entsetzt abwehrenden Direktor eine zweite flammende Rede, in der er Siddersens — das heißt seinen — ablehnenden Standpunkt mit unmißverständlicher Deutlichkeit zu Gehör brachte. Mit dem stolzen Gefühl, es dem „verdamtichten Städterpack" gründlich gegeben zu haben, verließ er, Hannes und Tedje im Gefolge, das Direktionsgebäude.

Auf die Straßenbahnverwaltung hatte diese Ansprache längst nicht den Eindruck hinterlassen, den Hinnerk sich erhoffte. „Wenn Siddersen nicht will", der Direktor zuckte die Achseln, „na schön, dann nicht. Dann bauen wir die zehn Kilometer längere Südstrecke. Dort schlagen sich die Dörfer förmlich darum, an die Stadt angeschlossen zu werden!"

Und so geschah es auch.

Hinnerk Lüders hatte die Straßenbahn von Siddersen siegreich zurückgeschlagen, aber seines Sieges ist er nicht froh geworden. Zwei Jahre später hat Franz Lüders doch seine Marie geheiratet, obwohl sie aus Söhlde stammte und obwohl ihr Vater nur Gemeindeschreiber war. Der Alte hatte schließlich nachgeben müssen, damit nicht der letzte Rest des Friedens auf dem Hofe zum Teufel ging.

Jetzt hätte Hinnerk Lüders vielleicht auch seinen Frieden mit der Straßenbahn gemacht, aber dazu war es nun zu spät; die Überlandbahn fuhr bereits, fuhr kilometerweit südlich an Siddersen vorbei.

Wenn er schließlich auch nachgegeben hatte, ganz überwunden hat Hinnerk Lüders all dies nicht. Er legte das Amt des Gemeindevorstehers nieder, übergab dem Sohn den Hof und zog sich aufs Altenteil zurück. Ein gemütlicher Kerl blieb er bis an sein Ende, nur das Wort „Straßenbahn" durfte in seiner Gegenwart nicht fallen.



Großvater geht zur Schule.

In der englischen Hauptstadt ist eine Schule für Großeltern gegründet worden, die es sich zur Aufgabe macht, die alten Leute über alle Geschehnisse des öffentlichen Lebens auf dem Laufenden zu halten. Das Schulgeld beträgt nur einen Penny pro Woche. Dafür finden mehrmals wöchentlich Unterrichtskurse statt, in denen ein Referent über die neuesten Ereignisse des Tages spricht. Anschließend werden Fragen von allgemeinem Interesse auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und künstlerischem Gebiet zur Diskussion gestellt und allgemeine Bildungsfragen durchgesprochen. Danach können die alten Herrschaften noch ein Stündchen plaudernd, ihr Pfeifchen schmauchend oder Karten spielend beisammen bleiben. Die „Schüler" dürfen nicht unter 60 Jahre alt sein. Bisher haben sich rund 200 Teilnehmer gemeldet, ausschließlich Männer, die mit größtem Interesse bei der Sache sind. Alte Bekannte treffen sich in dieser seltsamen Schule und dann gibt es natürlich eine Unmenge zu erzählen; aber wenn die „Großen", die 80- bis 85-jährigen, ihren Erinnerungsschatz auskramen, dann müssen die „Küken", die „erst" 60 Jahre alt sind, bescheiden verstummen und andächtig zuhören. Die alten Herren sind mit dieser neuen Einrichtung sehr zufrieden, und täglich treffen bei den Veranstaltern zahlreiche Briefe ein, in denen sich die Großväter dafür bedanken, daß man endlich auch an sie denkt und sie darüber unterrichtet, was alles in der Welt, und in England im besonderen, passiert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg